

Özgür Mumcu • Die Friedensmaschine

Özgür Mumcu

Die Friedensmaschine

Roman

Aus dem Türkischen
von Gerhard Meier

btb

Abgezählte Zungenbrecher

In dem Traum, in dem Traum / Fällt der Apfel mir vom Baum / Die essen mir den Apfel weg / Und sagen ›Zwerg«, zu meinem Schreck / Ein Zwerg sein, nein, das will ich nicht ...«

Celal musste laufen. Und das konnte er nur, wenn er einen Abzählreim heruntersagte. Kam er dabei ins Stolpern, so stolperte er auch beim Laufen. Seine Beine verknoteten sich, und er flog auf den Bauch. Und ganz ohne Abzählreim erstarrte er und sackte zu Boden wie eine Marionette mit zerschnittenen Fäden.

»Bei meiner Schwester ist noch Licht / Die kocht sich Reis mit gutem Wein / Da fällt ihr eine Ratte rein ...«

Er würde schon noch wachsen, ein Zwerg war er wirklich nicht, und Schwester hatte er auch keine. Reis hatte er zuletzt vor Wochen gegessen. Am Vorabend war ihm sogar in den Sinn gekommen, die Ratte zu essen, mit der er in einen Keller gesperrt war. Die war jedoch auch nicht gerade von zwergenhafter Gestalt und wollte Celal ein Ohr abknabbern. Die ganze Nacht hatte er mit der Ratte gekämpft und daher kein Auge zugetan.

Es gab in dem Keller keinen Ort zum Pinkeln. Celal

hatte abgewartet, bis seine Blase sich füllte, doch nicht etwa aus Vornehmheit. Er wusste nicht nur mit Ratten zu kämpfen, sondern auch mit gestandenen Männern.

»Wenn du mit der Faust nicht gewinnen kannst, dann greif zu einer List. Betrug ist eine List nur dann, wenn du auch aus eigener Kraft hättest gewinnen können.« Das hatte Süleyman gesagt. Und Süleyman hatte immer recht. Warum sonst besaß er das schönste Taschenmesser? Die größeren Jungs hätten es ihm längst abgenommen, hätte er nicht immer recht.

Der Ladenbesitzer war ein kräftiger Mann. Sogar Süleyman hätte ihn nicht mit einem Faustschlag niederstrecken können. Doch Süleyman konnte ihm sowieso nicht zu Hilfe kommen. Vor zwei Wochen war er beim Laufen – womöglich ohne Abzählreim – der Länge nach hingeschlagen und hatte sich das Taschenmesser in die Leiste gerammt. Das Blut war aus ihm herausgesprudelt wie aus dem Springbrunnen vor dem Konak des Paschas, und Celals Gesicht wurde damit bis in die Augen hinein besudelt. Celal war so erschrocken, dass er fortgelaufen war, ohne das Taschenmesser an sich zu nehmen. So sehr erschrocken gar, dass er sich nicht einmal erinnerte, ob er einen Abzählreim aufgesagt hatte oder nicht.

Am Vortag hatte Celal sich drei Eier und einen Viertel-laib Brot ins Hemd gesteckt und wollte gerade davonlaufen. Der Ladenbesitzer bemerkte nichts, aber ein pocken-narbiger Teppichhändler hatte alles beobachtet und Celal am Ohr gepackt. Wie sollte man auch wissen, was hinter einem vorging?

Zwar hatte Celal sofort sein Sprüchlein aufgesagt, wie Süleyman es ihm beigebracht hatte, »Der Prophet hat gesagt, der Arme kommt fünfhundert Jahre vor dem Reichen ins Paradies. Wer ein Almosen gibt, dessen Besitz wird dadurch nicht geschmälert«, doch das von dem Pockennarbigen malträtierte Ohr war nur an die Finger des Ladenbesitzers weitergereicht worden, der Celal noch dazu eine Ohrfeige verpasst hatte, von der ihm bis in den Morgen die Nase blutete.

Der Ladenbesitzer tauchte vor dem Morgengebet an der Kellertür auf, und als die Tür aufging, stand Celal längst bereit. Den angesammelten Urin spritzte er dem Mann mit derartigem Druck ins Gesicht, dass er anschließend mit geraffter Pluderhose zwischen den Beinen des Ladenbesitzers hindurchwischen und mit Leichtigkeit ins Erdgeschoss hinaufgelangen konnte. Die Ladentür war zum Glück nicht zugesperrt. Der Besitzer hatte also schon draußen am alten Brunnen seine Waschungen vorgenommen. Tja, die waren nun von Neuem nötig, und das Huhn, das im Garten herumliefe, würde der Mann auch verschmerzen müssen.

»Was fang ich mit der Ratte an / Ich bind sie an der Pforte an / Da seh ich eine weiße Geiß / Die sofort meinen Namen weiß / Die Geiß, die meckert meck meck meck / Und ich bin da, und du bist weg.«

Eigentlich wollte Celal das Huhn nicht gleich töten, doch da es unter seinem Arm ständig gackerte, kam er mit seinem Abzählreim durcheinander. Um laufen zu können, musste er den Abzählreim hersagen, und um

den hersagen zu können, musste er dem Huhn den Kragen umdrehen.

Nun ja, so würde es eben fünfhundert Jahre früher ins Paradies kommen.

So ein Hühnerschicksal kann einen recht unerwarteten Lauf nehmen. Gestern noch ein Küken, das mühsam gelernt hat, ein Korn von einem Kiesel zu unterscheiden, klemmst du heute drei Wochen Fußweg von Shkodra entfernt auf einer staubigen Straße unter dem Arm eines kahlköpfigen Jungen mit blutig geschlagener Nase und zerrissener Pluderhose, der dahinwetzt und dabei Abzählreime murmelt, während dir dabei der gebrochene Hals herunterhängt.

Aber ebenso, wie die Geschichte nicht von Verlierern geschrieben wird, werden auch Geschichten nicht von Hühnern geschrieben, und auch Celal würde sich später kaum noch daran erinnern, dass er nur die Hälfte des armen Tiers gegessen und die andere Hälfte gegen ein Stück Filzdecke eingetauscht hatte. Die Filzdecke an sich war allerdings schwer zu vergessen, denn zum Weglaufen war der Winter viel zu kalt.

Sowohl in jenem als auch in den folgenden Wintern würde Celal noch oft seine Abzählreime brauchen.

»Plitz platz Kuchen / Den Kuchen musst du suchen /
Und findest du den Kuchen nicht / Dann mach ich aus
das Stubenlicht.«

Als der Anführer der Bettler versuchte, ihm den Arm zu brechen und Celal dem armen Pomaken daraufhin mit einem Kopfstoß das Nasenbein bis ins Gehirn rammte,

musste er zwei Bezirke weiter weglaufen. Hätte der Richter nicht Gebetsketten aus Bernstein gesammelt und dem Bettlerkönig Geld dafür abgepresst, hätte es nicht zweier Bezirke bedurft, sondern nur zweier Straßen.

»Ich hab Hunger / Mir ist kalt / Doch ein Junger / Ist nicht alt / Geh zur Mühle / In die Kühle / Iss dich satt / Blatt für Blatt.«

Diesen Vers sagte er her, als er eines Mittags aus dem Hamam fortlief, in dem er mit sechs anderen Jungen Arbeit gefunden hatte. Er hatte nicht gemeckert, als er vom Oberheizer Cafer herumgestoßen wurde, doch als er wegen seines guten Aussehens als Badewärter eingesetzt werden sollte, schaufelte er Cafer glühende Kohlen ins Genick und wetzte davon.

»Wer weiterwill, wo warme Winde wehen, will wilde Wasser wütend wallen sehen / Geht Göttergatte groß genießen, geht gute Gattin goldne Gärten gießen / Hat hadernder Halunke holde Haken hängen, harkt hungernder Hallodri heiße Halden.«

Vor lauter Weglaufen wurde Celal immer stärker und schneller, und je schneller er lief, umso längere und absurdere Verse brachte er zustande. Eine Weile lebte er in den Hügeln um Edirne von Ziegenderbstahl, doch irgendwann hatte er das Weglaufen satt. Dem Metzger, dem er die letzten gestohlenen Ziegen verkaufte, schenkte er zwei Lämmchen dazu. Von dem Geld für die Ziegen kaufte er sich eine Garnitur Kleidung, und zum Andenken an die Lämmchen verdingte er sich in Istanbul im Stadtteil Tophane in einem Schlachthof.

War Celal bisher in Richtung Istanbul auf Abzählreihen unterwegs gewesen, so legte er nun, im Alter von dreizehn, das letzte Wegstück auf einem Maultier zurück.

*

Als der französische Postdampfer die Serailspitze erblickte, ging gerade die Sonne auf. Während der Dampfer Kurs auf Karaköy hielt, konnten die Menschen an Deck beobachten, wie träge eine muslimische Stadt den Tag anging. Erst waren nur Möwenschreie zu hören. Über der Stadt lag ein Umhang der Stille, der langsam weggezogen wurde, je mehr die Stadt erwachte.

Beim morgendlichen Gebetsruf durch Istanbul, von Minarett zu Minarett, war die Stadt noch schlaftrunken, doch bereit zum Aufwachen. Es war Frühling. Die Judasbäume hatten wie jedes Jahr auf göttlichen Befehl hin den Bosphorus mit ihrer Pracht geschmückt und warfen purpur-rosafarbenes Licht ins Wasser. Die Fensterfronten erglänzten in der Morgenröte, und dieser Glanz wanderte von Fenster zu Fenster, als wären die Bosphorus-Hügel von einem Brand erfasst.

Der Postdampfer glitt durch das spiegelglatte Meer und hinterließ nur einen messerscharfen Schnitt. Sogleich legte sich feiner Schaum über die Wunde und verschloss sie zur Gänze. In das Kreischen der Möwen mischte sich nun das Bellen der in Karaköy marodierenden Hundemeuten. Kurz, es war alles so, wie es an einem herrlichen Frühlingsmorgen des Jahres 1880 zu sein hatte. Die

Harmonie der Stadt erfasste sogar das französische Postschiff, das in ihren Hafen einlief.

Die Leute an Deck vermochten schon die Moscheegänger auszumachen, die Ladenbesitzer und selbst die Bettler, die sich dort zu regen begannen, wo sie am Abend zuvor eingeschlafen waren. Und der aufmerksamste Beobachter erblickte am Ende der Anlegestelle einen Stier. Das unruhig scharrende Tier stieß ein seufzendes Wimmern aus. Dann senkte es den Kopf und blickte auf das heranfahrende Postschiff und hinüber nach Üsküdar. Mit den Hufen kratzte der Stier über den Boden der Anlegestelle und wandte sich dann schwerfällig um. Angesichts seines wütenden und doch ruhigen Blickes blieben die Leute, die ihm bis dahin nachgelaufen waren, auf einmal stehen. Der Stier wandte seinen mächtigen Hals wieder dem Meer zu. Suchend glitten seine Augen über das gegenüberliegende Ufer. Dann stieß er ein Wimmern aus, das in ganz Karaköy widerhallte, und stürzte sich in den Bosphorus.

Sogleich kam er am Postdampfer vorbei. Schaffte es mühelos zum Leanderturm. Schien einmal von der Strömung abgetrieben zu werden, hielt aber den Kopf über Wasser. Auf eines seiner Hörner segelte ein Möwenjunges herab. Zusammen mit der kleinen Möwe erreichte der Stier das Ufer von Üsküdar und hievte sich dort an Land. Er schüttelte erst den Kopf, dann den ganzen Körper, dass die Wassertropfen und das Möwenjunge nur so davonstoben. Dann trottete er bis zur Mihrimah-Moschee und schleifte die Beine über den Boden des Innen-

hofs. Zwischen den beiden Minaretten schien die Sonne hindurch und blendete ihn. Da sackte er in einer Ecke zusammen und verfiel in einen zwei Tage währenden Schlaf.

Aus der Ferne ertönte ein Brausen, das immer näher kam und immer lauter wurde. Die Menschen, die auf der Straße, an der Anlegestelle, in Moscheehöfen und vor Läden zusammenstanden, gingen rasch auseinander. Der Dampfer beschrieb einen Bogen, statt an die Anlegestelle heranzufahren, und hielt sich abseits. Von Bord aus sah man einen Stier, der Menschen vor sich hertrieb. Dann zwei Stiere. Drei, vier, fünf. Bald rannte eine riesige Herde von Stieren umher, sodass nichts anderes mehr zu sehen war. Die Stiere waren gereizt, wie Stiere es nun mal oft sind.

Sie zerbrachen Schaufenster. Spießten jeden auf, der ihnen vor die Hörner kam, ohne Unterschied von Religion und Konfession. Mit ihren harten Hufen zertrampelten sie die berüchtigten Istanbuler Straßenhunde. Manchmal taten sich mehrere Stiere zusammen und machten einem alten Holzhaus den Garaus, dass es nur so krachte und bald eine solche Staubwolke über der Stadt hing, dass man kaum noch die Hand vor den Augen sah. Da auch die Stiere nicht mehr merkten, wohin sie eigentlich liefen, stürzten Hunderte von ihnen in den Bosphorus. Mehr als die Hälfte davon schaffte es bis zum anderen Ufer, und jeder Stier, dem dies gelang, hatte auf den Hörnern ein Möwenjunges sitzen.

Der Postdampfer war von schwimmenden Stieren umgeben, die mit schäumendem Maul ihre Hörner in die

metallene Schiffswand zu bohren versuchten, bis ihre Kräfte erlahmten und sie ertranken. In der Stadt aber wüteten die Stiere wie ein Besatzungsheer, das aus zehn verschiedenen Richtungen angreift. Manchmal fingen Stiere auch untereinander zu kämpfen an. Das Krachen der aufeinanderprallenden Hörner mischte sich unter das Brüllen der Tiere und die gellenden Schreie der Menschen, die sie aufzuhalten suchten.

Und das alles nur, weil der Besitzer von Celals Schlachthof ein Faible für neue Techniken hatte. Zum Opferfest hatte er bei einem Viehhändler in Tekirdağ per Telegrafen Stiere bestellt. Der Telegrafbeamte aber in seinem Ungeschick hatte statt hundert Stieren deren tausend bestellt. Der Viehhändler hatte sich eine Frist von drei Monaten ausbedungen, in ganz Rumelien seine Fühler ausgestreckt und schließlich um den Preis, dass im weiten Kreis keine Kuh mehr würde begattet werden, die vermeintlich gewünschte Zahl von Stieren zusammengebracht. Er hatte all sein Vermögen veräußert, alles in den Kauf der Stiere gesteckt und sich selbst mit der ganzen Herde auf den Weg nach Istanbul gemacht. Da er jedoch seine Hirten nicht bezahlte, verzogen die sich bald, und die Stiere fielen herrenlos in die Stadt ein.

Es war nicht zu ermitteln, warum der Händler bei einem solchen Auftrag nicht stutzig geworden war, denn er selbst wurde zum ersten Opfer der Stiere, von denen nicht weniger als siebenundfünfzig schon bei Silivri über ihn herfielen und ihn wortwörtlich in Grund und Boden stampften.

Drei Tage wüteten die Stiere in der Stadt, bis das aus Saloniki anrückende Heer dem Aufstand Herr wurde. Sieben Istanbuler Viertel wurden dem Erdboden gleichgemacht. Siebentausend Menschen kamen zu Tode, darunter zwei Minister. Im Volksmund wurde das Ereignis später der »große Ausbruch« genannt. Zur Erinnerung daran wurde danach jährlich ein Fest veranstaltet, bei dem ein bunt angemalter Stier in den Bosphorus geworfen wurde, und noch heute kann es vorkommen, dass man in Istanbul beim Brunnenbohren auf Skelette der damaligen Stiere trifft.

Ein Stier, dem beim Kampf ein Auge ausgestochen worden war, lief damals von Tophane bis zur Festung Rumeli Hisarı und von dort, ungeachtet seines herabhängenden Auges, den Hügel empor. Celal rannte dem Tier mit einer Wurfschlinge hinterher. Nachdem der erste Schock überwunden war, versuchten viele Leute, der überall verstreuten Tiere habhaft zu werden, und Celal wollte wenigstens eins davon fangen und sich beim Besitzer des Schlachthofs damit einschmeicheln.

Wäre es nach der Wahrsagerin gegangen, hätte er sich darum gar nicht zu bemühen brauchen, denn schon bald würde sein Schicksal sich wenden. Die Wahrsagerin war eine grausige Erscheinung. Sie lebte in Lumpen gehüllt und schleppte ihren verknöcherten Körper bucklig dahin. Celal tat sie leid, und so wickelte er ihr Überreste aus dem Schlachthof in Butterbrotpapier, damit sie sich daraus eine Suppe kochen konnte. Bevor sie die aber in ihren Kochtopf warf, breitete sie die Milz-, Leber- und

Darmteile auf dem Boden aus und las daraus Celals Zukunft. Zwar sagte sie ihm eine glänzende voraus, und dass das Glück ihm lachen würde, aber das beeindruckte Celal nicht weiter. Es konnte auf keinen Fall schaden, wenn er jetzt dieses Vieh schnappte und seinem Chef damit ein dickes Lob und vielleicht sogar ein paar Geldscheine abrang. Und was nützte es schon, an ein Schicksal zu glauben, das sich irgendwann wenden sollte, oder an eine halb verrückte Wahrsagerin, die einem ein solches Glück vorhersagte.

Das an die achthundert Kilo schwere Tier gelangte mit einer Geschwindigkeit, die man so von ihm nicht erwartet hätte, in die Grande Rue de Péra, die von den anderen Stieren noch nicht entdeckt worden war. Beim Anblick des Stiers wurden die Pferde der herannahenden Trambahn scheu, der Kutscher fiel vom Bock und geriet unter die Hufe. Mit Hornstößen nach links und rechts schaffte es der Stier ganz alleine, in der Prachtstraße für Aufruhr zu sorgen. So rückte er, Angst und Schrecken verbreitend, bis zum Galatasaray-Gymnasium vor, an dessen Wand sich furchtsam ein gut gekleideter Herr duckte. Als der einäugige Stier sich gerade anschickte, den Herrn auf die Hörner zu nehmen, traf keuchend Celal ein und stellte sich zwischen Mann und Stier. Dann sah er dem Stier in das verbliebene Auge, holte aus und schlug das Tier mitten auf die Stirn. Ohne einen Laut sackte der Stier auf der Straße zusammen. Auf diesen beeindruckenden Faustschlag folgte eine große Stille.

Der gut gekleidete Herr richtete sich auf und ging

taumelnd auf den Stier zu. Celal, der sich so eine Kraft nicht zugetraut hätte, starrte ungläubig auf seine Faust. Um seine Stärke zu entdecken, hatte er eine Heldentat vollführen müssen. Der Mann hob den Jungen hoch und umarmte ihn. Eine Weile blieb er so stehen. Dann setzte er Celal wieder ab und nahm ihn bei der Hand. Widerspruchslos ging Celal mit dem Herrn mit und schleifte dabei seine Wurfscnhlinge hinter sich her. Durch einen Garten, in dem zwei Pfauen umherstolzierten, gelangten sie zu einem Konak. Der Mann verschloss sorgfältig alle Türen und Fenster hinter ihnen und schob sogar mithilfe seiner Diener eine riesige Kommode vor die Haustür.

Dann wandte er sich Celal zu.

»Du hast mir das Leben gerettet. Von jetzt an bist du mein Sohn.«

So wurde aus dem gewieften Waisen Celal ein kleiner Adelige. Er schwor sich, nie wieder einen Abzählreim aufzusagen. Mit Schwüren, die er nicht halten konnte, musste er ja irgendwann anfangen.

Das Halal-Duell

Hätte er den ganzen Abend genau dort verbracht, wo er ihn begonnen hatte, nämlich an der Bar des Hotel d'Angleterre, so hätte sich wohl kaum alles so zuge-spitzt. Dort passte er hin mit seiner dunkelblauen Hose, dem farblich darauf abgestimmten Gehrock, der Kamelhaarweste und dem weißen Hemd nach europäischem Schnitt. Wem dann auch noch die einfach gebundene Krawatte mit der silbrig glänzenden Nadel ins Auge fiel, der hätte schwören können, jener feine Herr sei zumindest Stammgast im Café Concordia.

Celal kippte ein paar Gläser Cognac, genoss den Holzgeschmack auf dem Gaumen und schickte sich an, seine imposante Erscheinung auf elegante Damen wirken zu lassen. Doch fügte es sich, dass er Cognac um Cognac sein eigentliches Ziel immer mehr aus den Augen verlor und schließlich einen neuen Entschluss fasste. Mit imposanter Erscheinung bei eleganten Damen Eindruck zu schinden war dem Ruf gewiss förderlich und somit notwendig. Mittlerweile war es ihm aber unabdinglich, mit etwas weniger eleganten Damen ohne weitere Fisimatenten die Nacht zu verbringen.

Im Gehrock, mit gestärkten Manschetten und der glänzenden Krawattennadel machte er sich also auf in die Çiçek-Straße, aus der von ferne schon Drehorgelklang ertönte. Wonach ihm der Sinn stand, das würde er nicht in Ballsälen mit hohen Decken finden, sondern in den billigen Tanzlokalen von Galata, von denen er gleich das erstbeste betrat. In einer Ecke blies einer auf der Klarinette routiniert eine griechische Karnevalsmelodie, und ein hochgewachsenes junges Mädchen sang dazu aus voller Kehle. Die Gäste standen in der Bar dicht gedrängt. Entschlossen bahnte Celal sich einen Weg durch die Menge. Dann bemühte er sich redlich, das vom Cognac herrührende Brennen mit Wein etwas abzumildern. Es gefiel ihm dort. Eine Weile blickte er nur um sich herum und lauschte der Musik.

Irgendwann würde er sich eine aussuchen und mit ihr in den ersten Stock hinaufgehen. Alles würde ganz einfach vonstattengehen. Nur hatte er noch nicht ganz begriffen, dass gerade für das Einfache besonderes Feingefühl vonnöten ist. Und das, obwohl jedermann ihm zubilligte, dass er von scharfer Intelligenz, erheblicher Körperkraft und beträchtlichem schriftstellerischen Talent war.

Er stand auf, um zu einer Frau zu gehen, die ihre stattlichen Formen noch redlich im Zaum hielt. Und wäre er nicht mit einem anderen Mann, der es auf dieselbe Frau abgesehen hatte, zusammengestoßen, fast wie zwei wilde Stiere, dann wäre auch alles ganz einfach vonstattengegangen.

Celal erinnerte sich später, mit dem Mann auf Französisch gestritten zu haben, doch dass er ihm auch seinen Namen und seine Adresse gegeben hatte, entnahm er erst zwei Tage später dem Brief, den ein Kurier bei ihm abgab. Er schlüpfte in seinen Morgenmantel mit dem samtenen Gürtel, und mit der Kaffeetasse in der Hand begann er, das Schreiben zu lesen, das sein Diener ihm überreicht hatte.

*Hochverehrter Celal Arifzade,
es ist äußerst bedauerlich, dass wir neulich unter so be-
trüblichen Umständen Bekanntschaft gemacht haben.
Sollten Sie sich allerdings bereit erklären, sich wegen
jenes leidigen Vorfalls in aller Form bei mir zu ent-
schuldigen, so würde ich es mir ganz im Gegenteil zur
Ehre anrechnen, Ihnen begegnet zu sein. Dazu ist aber
nötig, dass ebendiese Ehre, an der Sie sich eines An-
griffs schuldig gemacht haben, durch Ihr Wirken wie-
derhergestellt wird. Ich erwarte also von Ihnen, dass
Sie an unten angegebene Adresse ein von Ihnen ver-
fasstes Entschuldigungsschreiben senden. Ich brauche
Sie wohl nicht darauf hinzuweisen, dass mir andern-
falls zu meinem tiefsten Bedauern keine andere Wahl
bliebe, als Sie zu einem Duell herauszufordern.*

*Hochachtungsvoll
Karaçiyano, Gesandtschaftsdolmetscher*

Celal hielt diese Nachricht für kindisch und legte sie achtlos beiseite. Er fragte seinen Diener, ob das Bad schon

geheizt sei. Mit jenem Karaçiyano hatte er zwar gestritten, aber dann war er doch mit der betreffenden Dame in das Zimmer im ersten Stock hinaufgestiegen, und nach Hause gekommen war er nicht am Morgen, sondern erst gegen Mitternacht des folgenden Tages. Das Dröhnen in seinem Kopf und die Benommenheit würde er erst durch energisches Reiben des Körpers und Übergießen mit heißem Wasser loswerden, das wusste er aus Erfahrung.

Während er sich wusch, kam er wieder einigermaßen zu sich. Nach dem sechsten Guss Wasser, das an ihm hinunterlief, beschloss er, jenem Karaçiyano zu antworten. Wenngleich er die Angelegenheit lächerlich fand, sollte es doch nicht so aussehen, als ob er sich fürchtete.

Er legte wieder den Morgenmantel an, entzündete seine Pfeife und ging in sein Arbeitszimmer. Dort setzte er sich an den Schreibtisch aus Kirschholz, den er erst eine Woche zuvor hatte kommen lassen. Aus einer Schublade holte er einen Bogen Wilcox-Papier. Seit der Entdeckung der Zellulose hatte man seine liebe Müh und Not, noch handgemachtes Papier zu bekommen. Um an Restbestände der vor fünfundzwanzig Jahren reihenweise schließenden Manufakturen zu gelangen, hatte Celal Maklern in Amerika und Europa Unsummen bezahlt. Was Stifte anging, war er dagegen nicht wählerisch. Wer einen Brief las, hielt ja schließlich nicht den Stift in der Hand, mit dem er geschrieben worden war, sondern das Papier, und durch Berührung ließ man sich leichter überzeugen als durch bloßes Sehen.

*Hochverehrter Herr Karaçiyano,
nur wer sehr schwach veranlagt ist, kann sich bereits
durch einen gewöhnlichen Streit in seiner Ehre ange-
griffen fühlen. Eine Wiederherstellung jener ist weder
durch eine Entschuldigung meinerseits zu bewerkstel-
ligen, noch etwa dadurch, dass ich Sie in einem Duell
zu Ihren Vorvätern zurückschicke. Ehre ist etwas, das
in der Natur des Menschen liegt und ihm somit qua
Geburt zukommt, sodass Ihnen zu einer gefestigteren
Ehre nicht eine Entschuldigung von mir verhülfe, son-
dern Sie vielmehr erneut und diesmal in robusterem
Zustand Ihrer Mutter entschlüpfen müssten. Möge
Ihnen die Einsicht zukommen, dass einen Geburtsfeh-
ler weder Schuss noch Säbelhieb korrigiert.*

*Hochachtungsvoll
Celal Arifzade*

*

Arif war vermutlich der reichste Mann von ganz Manisa. Die Erträge seiner Weinberge, Olivenhaine und Feigen-
gärten versandte er per Schiff nach Italien und Frank-
reich und sammelte somit ein beträchtliches Vermögen
an. Er war vornehm, dem Literarischen zugetan und von
erlesenem Geschmack. Und schweigsam. Sehr schweig-
sam.

Als seine Frau bei einem Schiffsunglück ums Leben
kam, wickelte er einen Teil seiner Geschäfte ab. Dem wil-
den Jungen, den er bei sich aufgenommen hatte, ließ er

Privatunterricht zukommen und brachte ihn somit auf den rechten Weg. Celal war denn auch dem Mann, der ihn davor errettet hatte, in Lumpen herumzulaufen und im Schlachthof inmitten von Tiergedärm vegetieren zu müssen, unendlich dankbar und ergeben. Außer seinem großzügigen Ziehvater, der durchs Leben ging wie ein zarter Lufthauch, fühlte Celal sich allerdings keinem Menschen verbunden.

Mithilfe von Gouvernanten und Privatlehrern kam Celal viel weiter als andere Jungen seines Alters. Was Arif anordnete, war ihm Gesetz. Die letzten Gymnasialjahre verbrachte er mit Unterstützung französischer Verwandter Arifs in Marseille, wo er in der Niederlassung der Firma auch ein wenig mit dem Handelsleben vertraut gemacht wurde. Als Celal das Baccalauréat mit Erfolg abschloss, wurde er von Arif nach Istanbul zurückberufen und immatrikulierte sich in der neu gegründeten Rechtsfakultät.

Sobald Celal wieder im Konak seines Vaters wohnte, umging ihn ein immer dichteres Schweigen. Durch die Fröhlichkeit des Jungen, der einen Stier niederzuwerfen wusste, hatte Arif aus dem Brunnen seiner Melancholie ein wenig herausgefunden, nun aber war er gänzlich darin versunken.

Eines Tages hielt er den Gedanken an seine Frau nicht mehr aus, fuhr bei Sonnenaufgang nach Bebek an den Bosphorus und mietete dort ein Ruderboot. Er verabreichte dem bartlosen Bootsvermieter ein großzügiges Trinkgeld und legte sich in die Riemen. Dabei hielt er

direkt auf das Postschiff zu, das nach Karaköy übersetzte. Der Postdampfer war zwar schon etwas in die Jahre gekommen, aber doch immer noch rüstig genug, um mit einem Ruderboot kurzen Prozess zu machen. Während Arif ertrank, bereute er noch, dass er dem Bootsvermieter nicht noch mehr Trinkgeld gegeben hatte.

Celal war am Boden zerstört, dass er seinen Ziehvater nicht hatte trösten können und ihn nun für immer verloren hatte. Er gab sein Rechtsstudium auf, an dem er nie gehtagen hatte, und lebte fortan mit zwei Dienern im von Arif geerbten Konak.

Durch ein paar unglückliche Investitionen schmolz der Rest seines Erbes ziemlich dahin, doch kümmerte ihn das nicht über Gebühr, denn er hatte ja noch eine Arbeit, und zwar eine, gelinde gesagt, reichlich unübliche.

Zuerst ließ er jedoch die soeben geschriebene Nachricht durch einen Diener zur italienischen Gesandtschaft schicken, nahm dann am Schreibtisch eine kleine Mahlzeit zu sich und holte schließlich aus der Schublade ein Blatt gewöhnliches Papier, auf das er zu schreiben begann.

Um das, was er da schrieb, rissen sich in Frankreich Parlamentarier und Bergarbeiter, einfache Soldaten und Generäle gleichermaßen, klammheimlich zwar, wie Amateurspione, handelte es sich dabei doch um streng verbotene, doch nicht minder berühmte erotische Romane.

Nach dem Autor, der den Harem des Sultans, Trinkgelage in Karawansereien, verhüllenden Tüll, elegante Hauben und flatternde weite Gewänder beschrieb, wurde von

der französischen Polizei fieberhaft, aber dennoch vergeblich gefahndet.

Ganz umsonst etwa zerrte man einen Journalisten, der über die Orientfrage schrieb, in eine Polizeiwache und verprügelte ihn dort.

Sinnlos auch das Unterfangen, bei einem großen Orientalisten das Büro in der Sorbonne zu stürmen und seine gesamte Bibliothek zu zerlegen.

Es brachte auch nichts, einen Marineoffizier in die Mangel zu nehmen, der so sehr in Istanbul verliebt war, doch wenigstens fand man in seinem Haus lasterhaftes Spielzeug, das jedermanns Vorstellungen sprengte.

Celal schickte den Roman an einen alten Schulkameraden in Marseille.

Damit der französische Beamte, der auf dem Postschiff mitfuhr, nicht in alles seine Nase steckte, wurde er mit regelmäßigen Zahlungen versehen. Was Celal schrieb, wurde in Marseille von fünf verschiedenen Adressen aus in Einzelsendungen nach Paris geschickt und dort im Untergeschoss eines Fotostudios in einer extra dafür geschaffenen Druckerei in Buchform gebracht. Der stellvertretende Inspektor in der Polizeiwache gleich nebenan hatte nichts dagegen, ein- oder zweimal in der Woche in jenem Untergeschoss die Aussagen von Prostituierten aufzunehmen.

Celal war das heimliche Juwel dieses florierenden Gewerbes. Außer seinem Schulkameraden Jean wusste niemand Bescheid. Als Schüler hatte Celal sich damals in Marseille mit dieser Tätigkeit sein Taschengeld verdient,

und wenn er es jetzt auch eigentlich nicht mehr nötig gehabt hätte, war die Sache doch reichlich einträglich. In Istanbul aber wimmelte es von Spitzeln Sultan Abdülhamids, und hätte man Celal aus dem Ausland beträchtliche Summen überwiesen, so wäre dies bestimmt einmal jemandem zu Ohren gekommen. So deponierte Jean einen Großteil des Geldes lieber in einer Bank in Frankreich und schickte nach Istanbul nur Beträge, die kein großes Aufsehen erregten.

Als Celal mit der Stelle zu Ende war, in der zwei Haremsfrauen das Organ des Obereunuchen wieder zum Leben erwecken, sah er auf die Uhr. Auf dem Postschiff war viel Papierkram zu erledigen. Die Franzosen exportierten nicht nur ihre Mode und ihre Sprache ins Osmanische Reich, sondern auch ihre Bürokratie. Es gab so viele Formalitäten zu erfüllen, dass in den letzten beiden Stunden vor Ablegen des Schiffes nichts mehr an Bord genommen, sondern nur noch ausgefüllt, abgestempelt und unterschrieben wurde.

Celal beschrieb noch, wie der zu neuem Feuer gelangte Obereunuch der Favoritin des Sultans den Hintern leckt, dann legte er den Stift beiseite, faltete die Blätter und steckte sie in einen großen Umschlag. Bis in den Morgen hinein hatte er unablässig geschrieben. Er stand auf und streckte sich. Erst wollte er sich hinlegen, aber bis zur Übergabe der Sendung blieb ihm kaum mehr eine Stunde. Um nicht zu spät zu kommen, zog er sich rasch an und trat auf die Straße. »Sollte nicht vielmehr die Favoritin des Sultans dem Obereunuchen den Hintern

lecken?« Mit dieser Frage im Kopf eilte er auf den Hafen zu.

Als er vor der Kılıç-Ali-Paşa-Moschee anlangte, wurde ihm von Karaçıyano der Weg abgeschnitten. Wer der Mann eigentlich war, begriff Celal erst, als ihm ein Handschuh vor die Füße geworfen wurde. Dieser Levantiner, der genauso schnell wieder verschwand, wie er vor ihm erschienen war, begann ihm mit seiner Beharrlichkeit auf die Nerven zu gehen.

Doch er ließ sich nichts anmerken. Den Handschuh steckte er in die Tasche. Am Hafen übergab er dem Beamten die Geschichte mit den Haremsfrauen und dem Obereunuchen und nahm das gesandte Geld in Empfang. Diesmal hatte Jean ihm ein dickes Paket geschickt. An Celal nagte die Neugier, aber bis zum Konak musste er sich gedulden. Seine Freude daran, zart mit den Fingern über die Bilder in seinen Büchern zu streichen oder sie unter der Lupe genauestens zu betrachten, rührte unter anderem daher, dass die Romane von einer Frau bebildert wurden. Ob es wohl eine der gezeichneten Frauen selbst war? Welche aber dann? Jeder Einzelnen von ihnen hing Celal tagelang in Gedanken nach. Erfunden wurden sie von ihm selbst, doch jene Malerin setzte um, was er sich ausgedacht hatte. Immer öfter achtete er im Besonderen auf Romanfiguren, die er nicht ausführlich genug beschrieben hatte. Jene Frau, auf die er so furchtbar neugierig war, konnte ja mit ihren Zeichnungen da nachhelfen, wo seine Vorstellungskraft nicht ausgereicht hatte. Und wer den Mangel eines anderen auszugleichen

hatte, fand die Inspiration dazu notwendigerweise in sich selbst. So trieb Celal das Ganze zu einem Spiel auf die Spitze. Er brachte die Frau dazu, nach und nach ein Porträt von sich selbst zu zeichnen. In jeder Geschichte, die er nach Frankreich schickte, beschrieb er eine Frauenfigur nur unzureichend. Er ließ sich etwa überhaupt nicht über ihre Brustspitzen aus und beobachtete dann, wie die Malerin jene Brustspitzen gezeichnet hatte. Mal ließ er dann eine Frisur im Ungefähren, das nächste Mal Augen, dann Lippen oder Hände.

Je mehr die Malerin auf das Spiel einging, umso mehr erhöhte Celal den Einsatz. Er schilderte etwa reichlich gefühllos, wie eine georgische Odaliske zum Höhepunkt kam, und in dem Band, der einen Monat später mit dem Postschiff eintraf, sah er den Orgasmus der Malerin. Bei der Beschreibung von Angst, Fürsorglichkeit, Verrat, Verwunderung, Enttäuschung oder Liebe ließ er jeweils etwas Entscheidendes weg, und er war sich sicher, dass die beiden sich gewissermaßen zuzwinkerten, er mit seinem Schreiben und sie mit ihrem Zeichnen. In seinem letzten Roman kam eine Malerin vor. Somit würde er das Spiel gewinnen und die Frau, der sein Trachten galt, endlich ganz und gar kennenlernen.

Als er im Konak ankam, ertönte der nachmittägliche Gebetsruf. Im Schlafzimmer riss er das Paket auf und blätterte den Roman fieberhaft durch. Die erwartete Zeichnung war ganz am Ende. In einem Atelier lag die Malerin ausgestreckt auf einer Leinwand und ließ sich zwischen den Beinen lecken. Ihre Augen trafen auf

seine Augen. Minutenlang sahen sie sich an. Dann kam es Celal.

Stunden später stand er schlaftrunken auf. Das Buch, als dessen Verfasser ein Şerif Efendi ausgewiesen war, ließ er im Bett zurück und setzte sich an den Schreibtisch. Dort lag ein Band, den er sich aus dem Büro mitgenommen hatte. Er schlug die Seite auf, die sein Anwalt ihm angezeigt hatte, und las sich laut den Aufsatz des Amtsrichters Yako Sami vor:

»Duelle sind mit den Gesetzen der Scharia unvereinbar. Der Körper des Menschen gehört der Erde, seine Seele aber Gott dem Allmächtigen. Der Körper darf nicht zu Tode befördert werden, solange dem Herrn dies nicht gefällt. Diesem Gebot zuwiderzuhandeln, ist nach der Scharia verboten.«

Celal hatte schon sehr vermutet, dass ein Duell im Islam nicht statthaft war, aber es hier auf hochgelehrte Weise erläutert zu finden, war ihm eine zusätzliche Beruhigung. Vor allem der eine Satz überzeugte ihn: »Eine Selbsttötung ist wie ein halbes Duell.« Wenn Selbstmord im Islam verboten war, galt das Gleiche ganz bestimmt auch für einen halben Selbstmord, also ein Duell. Kein Karaçıyano und überhaupt niemand durfte in der Hauptstadt des Osmanischen Reiches einen Muslim zu einem Duell und damit zu einer Sünde herausfordern. Zwischen zwei Nichtmuslimen mochte das noch angehen, da drückten Polizei und Gerichtsbarkeit vielleicht ein Auge zu. Wenn aber ein Muslim in die Sache verwickelt war und diese sich womöglich zur Mode entwickelte? Ganz offensichtlich durfte



Özgür Mumcu

Die Friedensmaschine

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 288 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-442-75754-1

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2018

Istanbul, im Frühjahr 1914. Die Welt steht kurz vor dem Ausbruch eines großen, blutigen Krieges. Was, wenn der Konflikt vermeidbar wäre? Wenn eine Maschine sich die neuesten Erkenntnisse auf dem Gebiet des Elektromagnetismus zunutze machen und das Denken jeden einzelnen Menschen beeinflussen könnte? Wenn diese Maschine dafür sorgen würde, dass es nie wieder Krieg gäbe?

Die Suche nach den Antworten auf diese Fragen führt den jungen Türken Celal weg aus Istanbul, wo er ein bescheidenes Dasein als Verfasser erotischer Literatur führt. Eine abenteuerliche Reise durch Europa beginnt. Quer durch einen Kontinent, der geradewegs in die Katastrophe zu stürzen droht.

 [Der Titel im Katalog](#)